Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 8 (1966)

Artikel: Ins Licht der Zukunft

Autor: Blanke, Huldrych

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971783

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ins Licht der Zukunft

Von *Huldrych Blanke*

Etienne Schnöller begann seinen überaus anregenden Leitartikel im letztjährigen «Bündner Jahrbuch» mit einer Jugenderinnerung: Dodo, die bejahrte Haushälterin, im Kreis der gebannten Kinder vom Jüngsten Gericht erzählend — und diese Zeit sei jetzt gekommen! In der Bibel stehe geschrieben: «Tausend, aber nicht abermals tausend Jahre», noch vor dem Jahre 2000 werde es zu Ende gehen mit dieser Welt und ihren nichtswürdigen Kindern. «Tausend, aber nicht abermals tausend Jahre», ein Wort, nach dem ich auch in Tschlin schon gefragt worden bin, das ich mit dem besten Willen in der Bibel nicht finden konnte.

Wo es auch geschrieben stehen mag, es scheint für dieses Jahrhundert geschrieben. Das Lebensgefühl, das Macht hatte über die alte Magd und Macht bekam über die Kinder zu ihren Füßen, ist heute bewußt oder noch unbewußt mächtig in vielen. Man stellt es fest im Gespräch. Man stellt es fest bei der Lektüre. Die Dichter, denen es gegeben ist, «das Maß an Unbekanntem, das sich in der Allseele der Zeit regt», zu definieren (Rimbaud), reden immer deutlicher von dieser Zeit als Endzeit. Von Thomas Mann stammt das Wort, daß wir «Geschöpfe der Endzeit» seien. Karl Kraus schrieb ein dreißigstündiges Drama des Titels «Die letzten Tage der Menschheit», das mit den Worten Gottes schließt: «Ich habe es nicht gewollt.» Am stärksten kommt das Bewußtsein des nahen Endes wohl zum Ausdruck bei Samuel Becket, der kein anderes Thema kennt als das Verenden des Menschen. Sein Drama «Die glücklichen Tage» ist der beklemmende Monolog einer Frau, die langsam in der Erde versinkt. Furchtbar ist sein Roman «Molloy». Ein Mensch, der buchstäblich «ins Gras beißt», schleppt sich auf allen vieren mühsam und hartnäckig durch einen unendlichen Wald. — Wir alle, die wir in diesem verfallenden Weltgebäude wohnen, sind zum Tode verurteilt, wiederholt Samuel Becket wieder und wieder.

Doch bleiben diese Untergangsvisionen nicht unwidersprochen! Es sind die Wissenschafter, Soziologen und Volkswirtschafter etwa — so lasen wir vor Jahresfrist —, die auf Grund ihrer Forschungen zu einer andern Ansicht, Aussicht, gekommen sind als die Dichter. Von großartiger Kraft ist besonders die Zukunftsschau des französischen Jesuiten Teilhard de Chardin († 1955, am Tage der Auferstehung Christi), der als Paläontologe internationale Anerkennung fand. Teilhard bekennt sich auf Grund seiner Grabungen und Untersuchungen zur Entwicklungslehre. Alles, was ist und lebt, wurde nicht ein und für allemal in Schöpfungsakten geschaffen, vielmehr hat es sich wachstümlich entrollt und entfaltet im Werdeprozeß des Kosmos, in Millionen und Milliarden von Jahren. Es begann damit, daß sich das Gewimmel der Atome zu Molekülen zusammenfügte; aus Molekülen haben sich Zellen gebildet; aus Zellen wurden Organe gebaut, und Organe haben sich zu Organismen zusammengeschlossen; Pflanze und Tier, die vormenschlichen und vollmenschlichen Wesen sind weitere Schritte des gewaltigen Fortschrittes im All — und der Aufstieg geht weiter, das Ziel ist noch lange nicht erreicht! Aus dem Blick nach rückwärts gewinnt Teilhard die Überzeugung einer herrlichen Zukunft. Es kann ja gar nicht anders sein, als daß der zielstrebige Prozeß beständig weitergeht bis zu einer letzten und höchsten Vollendung, deren Größe und Herrlichkeit heute noch kein

Mensch zu ahnen vermag, bis zum «Punkte Omega», da Gott, der der treibende Weltwille ist, «alles in allem» sein wird: jeder Mensch ein Christus, die Erde das Reich Gottes. – Ja, auch Teilhard de Chardin sah das Dunkel der gegenwärtigen Stunde, aber er blieb dennoch Optimist. Die Katastrophen unserer Zeit sind nichts anderes als Wachstumskrisen, Werdekrisen, die überwunden und in ihrem Ergebnis sogar für das futurum optimum wirksam werden.

Wer hat recht? Die Boten der Nacht, die eine apokalyptische Katastrophe ankündigen, oder die Propheten des Tagesanbruches, einer herrlichen, aber noch weit entfernten Zukunft? – Wir wissen, daß auch die Bibel den Weltuntergang verkündigt; sie redet aber auch, und zwar immer im selben Zusammenhang, vom Neubeginn. Sie spricht von beidem immer in einem: durchs Gericht hindurch kommt die neue Erde. Wir dürfen uns fragen, ob in diesem Mythos nicht eine Menschheitserfahrung Ausdruck sucht, die Erfahrung jenes geschichtlichen Umbruchs, der sich immer wieder wiederholte, seit Menschen auf dieser Erde leben: durchs Dunkel geht's ins Licht – die angstvolle Mitternachtsstunde muß durchgestanden werden, dann kommt der Morgen; durch die Tiefe geht's auf die Höhe – wenn ich den glanzvollen Piz Lad, der besonnt vor meinem Fenster steht, besteigen will, dann muß ich zuerst ins kühle, noch finstere Tal hinab. Der Philosoph Hegel hat diese archetypische Einsicht denkerisch ergründet; er redet vom Gang der Geschichte im Dreischritt: These, Antithese, Synthese, das heißt: ein bestehender Zustand überlebt sich, entartet, schlägt um in sein Gegenteil; aber aus der Zeit der Wirrnisse, der «Transformationsperiode» (Teilhard), geht neues Leben hervor – das seinerseits wieder erstarren wird und Rebellen ruft. So schreitet die leiblich-seelisch-geistige Schöpfung vorwärts, höher von Stufe zu Stufe.

In gefahrvollen Stunden zeigt sich, wer wir sind. Sie sind Bewährungsproben, Gericht über uns. Beherztheit wäre ihr Gebot; Kleinmut will uns befallen und unterwerfen. – Es ist notwendig, daß wir diesen heimtückischen Feind, der auch in dieser kritischen Weltstunde über uns kommen will, etwas ins Auge fassen. Er hat viele Erscheinungsweisen; zwei sind besonders mächtig.

Erstens: die Resignation. In einer Zeit, da der «Greuel der Verwüstung» regiert, da Kulturen untergehen, Moral und Glauben zerbrechen, Natur zerstört wird, Menschen vernichtet werden, will vielen kein anderer Gedanke bleiben als der des Endes. Es scheint unglaublich, daß neues Leben aus den Ruinen werden könnte. In der Literatur hat diese Verhaltensweise sprechenden Ausdruck gefunden: im Verlust der Sprache. Immer wieder melden sich jene literarischen Zeugnisse «zu Wort», die angesichts des Furchtbaren keine Worte mehr finden und nur noch zu lallen imstande sind. Nicht genug, daß ihr Wort «aus den Regeln der Syntax brach», die Worte selber lösten sich noch auf. Was jetzt kommt, ist das völlige Verstummen. Die Sprache ist am «Horizont der Sprachlosigkeit» angekommen. «Übrig bleibt die hilf- und ratlose Gebärde. Das Schauspiel wird stumme Pantomime», stellt Kurt Marti fest und verweist auf Beckets «Spiel ohne Worte». «Die Pantomime ist das letzte, was Kunst noch leisten kann, danach ist auch sie zu Ende.»

Zweitens: die Flucht in die Vergangenheit. Es sind zwei Fluchtwege, die hierzulande besonders begangen sind:

Unsere Landwirtschaft muß heute, da die kleinen, einst in sich abgeschlossenen Welten in die eine große eingehen, in den Existenzkampf treten. Wird sie ihn bestehen? Der vielfach Behinderten könnte nur ein umfassender Eingriff, der ihre Kräfte und Möglichkeiten bis ins Letzte konzentrierte, helfen. Gemeinsame Dorfstallungen, die von wenigen besorgt werden könnten, gehörten dazu; neue Existenzmöglichkeiten müßten mitgeplant werden und böte die alte Heimat als Erholungslandschaft. Statt dessen begnügt man sich mit Pflastern, die letztlich nur die bisherigen Zustände polieren. Es genügt jedoch nicht, einer Kranken die Lippen zu schminken. Es ist falsches, nicht ärztliches Mitleid, aus sentimentalem,

nicht realistischem Patriotismus, das die notwendige Operation scheut. Unter den Pflastern wuchert die Krankheit weiter; sie wuchert hervor, neue Pflaster werden nötig . . .

Es gibt die Flucht in die Vergangenheit nicht nur auf wirtschaftlichem, auch auf kulturellem Gebiet. Wir tun das Menschenmögliche, unsere bodenständige Kultur, Bräuche, Lieder, Tänze zu erhalten, aber bei solchen Bemühungen darf es nicht sein Bewenden haben. Auch hier müssen wir den Tatsachen ins Auge sehen: unsere Anstrengungen sind Krücken. Wer Krücken braucht, vermag nicht mehr auf eigenen Füßen zu stehen. Es sind schon größere Kulturen untergegangen. Und es sind noch größere wieder geworden! Am Werden der neuen Kultur, die eine Weltkultur sein wird, mitzuwirken, ist die große Aufgabe. Es ist keine leichte Aufgabe, heute, da der Kitsch durch die Technik möglich und mächtig geworden ist. Die Dorfjugend fällt wie unreifes Obst am sterbenden Baum, verfällt denen, die das gute Geschäft mit dem schlechten Geschmack machen.

Wenn aber Resignation und Flucht die einzigen Verhaltensweisen in der Zeit der Krise bleiben, dann ist es nicht ausgeschlossen, daß die düsteren Prophezeiungen des Lands ohne Zukunft, der Welt ohne Zukunft sich erfüllen. Sogar Teilhard de Chardin stellt sich hie und da die bange Frage: Wenn aber der Mensch in Fehlwahl und Fehlverhalten im Blick auf die ihm aufgetragene Höherentwicklung versagen sollte? Auch Teilhard weiß, daß das Gesetz der Weltentwicklung sich nicht als starrer Mechanismus erfüllt – es kann durchbrochen werden. Der Weltlauf ist keine Achterbahn, die auf Schienen läuft – und der Wagen, der mit schreiender Besatzung abwärts rast, geht aus der Tiefe mit Bestimmtheit wieder in die Höhe, ohne jedes Dazutun der Insassen, weil er auf Schienen läuft (der Vergleich hinkt, weil die Höhe der Aufschwünge im Gleichnis ab- und nicht zunimmt). Die Entwicklung des Kosmos vollzieht sich im Gesetz der Freiheit, d. h. innerhalb vorgezeichneter Bahnen, aber diese Bahnen können überfahren werden. Verdeutlichen wir, was wir meinen, im Bild des Straßenverkehrs. Das Bauamt stellt dem Automobilisten die Straßen, mit ratenden und warnenden Zeichen versehen, zur Verfügung; der Einsicht des Automobilisten bleibt es überlassen, in den vorgezeichneten Wegen zu bleiben. Nun führen ihn diese Wege auf seiner Fahrt wohl auch ins Gebirge, in gefahrvolle Zonen, und da kann es geschehen, daß er am Rande des Abgrundes den Kopf verliert und sich und die Mitfahrer in Gefahr bringt. Das Gebot der Stunde wäre: Sammlung, Mut, Vorsicht; nur so, gefaßt und tapfer, bringt er die schwierige Stelle hinter sich und rettet sich und die, die neben und hinter ihm in den Sesseln sitzen, hindurch. In ähnlicher Weise läuft die Weltgeschichte auf Straßen, nicht auf Geleisen, ist trotz ihres Gesetzes die Katastrophe nicht ausgeschlossen – fordert die Geschichte in den unsichern Zeiten des Überganges geistesgegenwärtige Menschen, die in der Gefahr standhalten und sich und Mitmenschen der Gefahr entreißen.

In der nordafrikanischen Stadt Oran ist die Pest ausgebrochen (Albert Camus: «Die Pest»), im Taumel wird in der abgeriegelten, todgeweihten Stadt der Lebensrest ausgekostet – ein Sinnbild unserer apokalyptischen Stunde! Der Arzt Rieux ist einer der wenigen Mutigen, die nicht verzagen, die helfen. Er ist einer jener Menschen, die es braucht, soll das drohende Ende gemeistert werden. Immer deutlicher wird in der modernen Literatur die Frage nach dem «neuen Menschen», dem Einzelnen, Auserwählten, der unerschrocken standhält in der gefährlichen Stunde, der steht, wo andere fallen, seine Menschenpflicht tut und mehr als seine Pflicht, ohne zu verzweifeln – er ist imstande, Mitmenschen hinüberzuretten ans andere Ufer, in einen neuen Menschheitsmorgen. Die Pest, Verkörperung des Schlechten und Grauenvollen auch in Camus' Drama «Der Belagerungszustand», zieht sich zurück, als ihr in Diego ein Mensch entgegentritt, der zu hingebungsvoller Liebe bereit ist.

Wie aber werden wir «neue Menschen»? Ist dies möglich aus eigener Erkenntnis und eigener Kraft allein, wie die existenzialistischen Dichter glauben? – Nichts, was wir geworden

sind, sind wir ganz allein geworden, sondern dank unserer Erziehung. Erst recht brauchten wir einen Erzieher, der uns hülfe, neue Menschen zu werden. Ein solcher Erzieher wäre Christus. Teilhard de Chardin nennt ihn «unsern Vorläufer». Christus hat den entelechischen Willen Gottes, der alles durchwirkt, erkannt und wie keiner vor und nach ihm in Fleisch und Blut vollbracht; er ist der gottgewollte Zukunftmensch, und als solcher ist er unser Vor-Bild, das uns zu sich, mit sich ziehen will.

Christus verwandelt uns. Dies ist das Zeugnis derer, die ihn kannten. «Ich bin der Weinstock», sagt der Christus des Johannes, «ihr seid die Schosse. Wer *in mir* bleibt und ich in ihm, der trägt viel Frucht», und: «Wenn jemand dürstet, der komme zu mir und trinke! Wer an mich glaubt, aus dessen Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen.» Und Paulus bezeugt: «Wir alle aber spiegeln ... die Herrlichkeit des Herrn wieder und werden in dasselbe Bild verwandelt von Herrlichkeit zu Herrlichkeit.» Wer die Beziehung zum Christus des Neuen Testamentes sucht, täglich, regelmäßig, gerät unter seinen Einfluß; er wird von ihm erfaßt, verwandelt, mit gezogen, unwiderstehlich; er kann nicht anders, als Christi Ruf zu folgen, als Christus nachzufolgen auf dem Weg ins Licht der Zukunft.

Christnacht im Walde

Heil'ge Stille. Eines Lüftchens Wehen kaum
trägt von fernher vieler Stimmen sanftes Singen ...
Ist das irdischer Gesang? Ist's Sternenklingen?
Leise fällt von dunklen Zweigen weißer Flaum.

Jetzt – ein Licht schweift erdwärts durch den Ätherraum:
Will es uns vom Himmel frohe Kunde bringen?
Siehe, dort im Forst: Der höchste Tannenbaum
regt den Wipfel, wie bewegt von Engelsschwingen ...

Und das ferne, hohe Lied, es singt vom Frieden,
der durch einen Himmlischen der Welt beschieden –
sel'ge, ew'ge Botschaft, ewig jung und alt!

Von den goldnen Sternen durch die klaren Lüfte
klingt sie heute nacht bis in die tiefsten Grüfte,
und das Märchen reitet sieghaft durch den Wald.

Emil Hügli